

Gemeinschaft im Glauben, in der Hoffnung und in der Liebe fördert, verwirklicht der Bischof vorrangliche Forderungen des Zweiten Vatikanums. Er antwortet damit auf das, was in der Stunde des Ökumenismus «der Geist den Kirchen sagt».

¹ A. M. Ramsey, *The Gospel and the Catholic Church* (London 1955) 228. («The discovery of its precise functions [=of the primacy] will come not by discussion of the Petrine claims in isolation but by the recovery everywhere of the Body's organic life, with its Bishops, presbyters and people. In this Body Peter will find his due place, and ultimate reunion is hastened not by the pursuit of «the Papal contro-

versy» but by the quiet growth of the organic life of every part of Christendom»).

² Vgl. L.-J. Suenens, *Die Mitverantwortung in der Kirche von heute* (Salzburg 1968) 64–69.

Übersetzt von Dr. August Berz

LÉON-JOSEPH SUENENS

geboren am 16. Juli 1904 in Ixelles (Belgien), 1927 zum Priester geweiht, 1945 zum Bischof geweiht, 1962 zum Kardinal ernannt. Er studierte an der Universität Gregoriana, doktorierte in Philosophie und Theologie und erwarb das Bakkalaureat in Kirchenrecht. Seit 1961 ist er Erzbischof von Mecheln-Brüssel und Primas von Belgien.

Johannes Lilje

Was kann der Bischof Mutiges für die ökumenische Verständigung tun?

Eine evangelische Antwort

Die Frage geht von zwei Voraussetzungen aus.

Erstens: Offensichtlich ist die Aufgabe des Bischofs im Bereiche ökumenischer Verständigung nicht einfach identisch mit dem, was jedes Gemeindeglied oder jeder Gemeindepfarrer zu tun hat. In der Frage lebt noch das Bewußtsein davon, daß das Bischofsamt ein ökumenisches Amt ist. Der Bischof muß immer das Ganze der Christenheit im Auge behalten. Die ökumenische Verpflichtung ist ein unaufgebbares Element eines recht verstandenen bischöflichen Amtes.

Zweitens: Die Frage legt allen Nachdruck darauf, daß der Bischof etwas Mutiges tun müsse. Seine Aufgabe kann sich nicht darin erschöpfen, einfach das Herkömmliche, was schon oft gesagt ist, zu wiederholen. Auch der Bischof muß seinen Beitrag dazu leisten, daß die Kirchen auf einander zugehen; aber das kann nur geschehen, wenn sie entschlossen nach vorn gehen. Die Frage der ökumenischen Verständigung muß überall da, wo sie ernsthaft gestellt wird, auf die *Aufgaben* ausgerichtet werden, die an die Christenheit von der Welt gerichtet werden, in der wir leben. Es ist nicht nötig, ausdrücklich zu versichern, daß damit die Aufgabe der Kirche nicht einfach an die Welt preisgegeben werden soll; aber es hat überhaupt keinen

Sinn, von ihrem ökumenischen Auftrag zu reden, wenn sie nicht entschlossen ist, sich der Welt von heute, wie sie wirklich ist, zu stellen.

1. Mut zum Denken

Diese Aufgabe läßt sich in folgender Weise auseinanderfalten.

Die erste Verpflichtung des Bischofs besteht darin, *mutig im Denken* zu sein. Er muß sich an der Bewältigung jener geistigen Aufgaben beteiligen, denen sich heute die Christenheit gegenübergestellt sieht. Oft genug und deutlich genug ist von der Verwandlung der gesellschaftlichen Strukturen die Rede. Jeder weiß, in welchen revolutionären Ausmaßen unser wissenschaftliches Weltbild sich verändert hat. Und schließlich gibt es elementare geschichtliche Kräfte, die nach vorn drängen, wie etwa die «Dritte Welt». Es sind Fragen, die nicht so akademisch sind wie die Veränderung unserer wissenschaftlichen Grundbegriffe, sondern die von den elementaren Voraussetzungen von arm und reich ausgehen, von dem Widerstreit zwischen den hütenden und bewahrenden gegenüber den revolutionären Kräften, die ungeduldig nach einer neuen Gestaltung der Welt drängen.

Schon die geistige Bewältigung unserer Situation erfordert ein hohes Maß von intellektuellem Mut. Denn die wesentlichen Vorgänge, mit denen wir heute zu tun haben, werden nicht erkennbar, wenn die Christenheit sich scheut, den neuen Fragen zu begegnen. Einer der Höhepunkte der IV. Vollversammlung des Ökumenischen Rates der Kirchen in Uppsala war der Vortrag von Barbara Ward (Lady Jackson), in dem sie das Thema der Vollversammlung geistvoll wandelte: Die Christenheit könne dies Thema («Siehe ich mache alles neu») nur dann ernsthaft programmatisch ver-

künden, wenn sie zugleich bereit wäre, das Neue, das sich bereits vollzogen habe oder im Vollzuge sei, zu bejahen. Das hat sie illustriert an der veränderten Situation etwa in der Ernährungspolitik oder der Entwicklungspolitik, also an lauter Gebieten, in denen die «weltlichen» Aktivitäten offensichtlich die Bemühungen der christlichen Kirchen überholt haben. Innerhalb unserer Kirchen ist viel Traditionalismus vorhanden, der sich den neuen Aufgaben geistig gar nicht zuzuwenden wagt. Wir haben in der jüngsten Vergangenheit beschämende Beispiele dafür bekommen, daß die weltpolitische Struktur der Gegenwart sich gegenüber entscheidenden, im Grunde ganz eindeutigen Problemen als ohnmächtig erwiesen hat. Wer war in der Lage, dem Völkersterben in Biafra wirksam entgegenzutreten? Gerade weil der Hungertod zahlloser Menschen ein völlig unmißverständliches menschliches Problem darstellte, hätte es möglich sein müssen, einen Weg zur energischen Bekämpfung dieser Not jenseits aller politischen Hemmungen zu beschreiten. Es ist nicht geschehen. Das ist nicht nur ein Beweis für die politische Unfähigkeit der großen politischen Mächte, sondern es hat auch mit der Schuld der Christen zu tun, weil es in fast zweieinhalb Jahrzehnten Nachkriegsgeschichte nicht gelungen ist, ein politisches Instrumentarium zu entwickeln, das in solchen Krisensituationen echten Einsatz und energische Willensbildung möglich machen würde.

Das ist gemeint, wenn zunächst auf den intellektuellen Mut als eine Aufgabe der Christenheit verwiesen wird. Hier liegt eine spezifische Führungsaufgabe der Bischöfe. Sie haben in der Regel die Möglichkeit, die Zusammenhänge besser und weiter zu überschauen, als es die Gemeinden und ihre Pfarrer können. Sie sind infolgedessen verpflichtet, diese Erkenntnisse weiterzugeben, aber nicht nur im Stile der Information. Es erfordert Mut, wenn sie die Zone des Schweigens durchbrechen helfen, die oft von den Hütern des Bestehenden um solche Probleme gezogen wird.

Dieser geistige Mut muß sich nach zweierlei Richtung bestätigen, nach außen wie nach innen.

Nach außen. Es ist nicht immer leicht, die großen Probleme, die der Christenheit gestellt sind, allen denen deutlich zu machen, die mit sehr verschiedenartigen Erwartungen an die Kirche herantreten. Dem einen ist die Kirche viel zu politisch und dem andern beweist sie viel zu wenig politischen Mut; den einen geht sie viel zu weit in der Sorge um die Entwicklungsländer und den andern erscheint sie viel zu schwächlich und unentschlossen gegenüber

diesen großen Problemen der Welt. An einer solchen Stelle muß der Bischof den Mut haben, die Aufgabe seiner Kirche eindeutig und ohne Rücksicht auf Popularität und öffentliche Zustimmung zu vertreten. Er wird mit aller Weisheit reden und mit aller Güte, aber er wird es dennoch deutlich und oft genug aggressiv sagen müssen, und die Selbstgefälligkeit und das Ruhebedürfnis der geistigen Bourgeoisie oft genug aufstören müssen. Und das verlangt Mut.

Vielleicht nicht weniger Mut wird aber erwartet, wenn er *nach innen*, also den eigenen Leuten, den Gemeinden und Pfarrern, solche wichtigen Aufgaben nahebringen muß. So wie er in seinem Amt überhaupt lernen muß, der Rücksicht auf Popularität und offizielle Zustimmung schlechthin zu entsagen, muß er es auch in diesen Dingen. Er muß in aller Deutlichkeit auch den eigenen Leuten, den ihm anvertrauten Gemeinden diese Aufgaben interpretieren, ihnen den Zwang zur Auseinandersetzung mit der Welt von heute und ihren Problemen nahebringen und darf hierin nicht nachlassen.

Aber *worauf* bezieht sich denn dieser intellektuelle Mut? Es gibt verschiedene Beispiele, an denen man diese Frage erläutern kann.

Da ist zuerst das weite, schwierige, ungewöhnlich differenzierte Gebiet der Theologie, ein Schlachtfeld von aufgeregter Lebendigkeit. Der Spannungsreichtum der theologischen Auseinandersetzung, der von den Fundamentalisten auf der einen Seite bis zu denen reicht, für die alle traditionellen Vorstellungen des christlichen Glaubens längst erloschen scheinen, bedeutet eine fast unerträgliche Zerreißprobe der Christenheit. Kein Bischof wird sich dieser Auseinandersetzung entziehen können, und die erste Form, in der er geistige Tapferkeit beweisen muß, wird darin bestehen, daß er sich denen stellt, die ihm mitteilen, daß sein Gott tot sei, oder die ihn darüber belehren, daß die herkömmlichen Vorstellungen des christlichen Glaubens keine Relevanz mehr für die heutige Weltsituation haben, weil Wirklichkeitsanspruch nur dem zukomme, was sich mit der heutigen gesellschaftlichen Realität zusammendenken läßt. Natürlich wird er nicht bereit sein, vor der Parole zu kapitulieren, daß Gott tot sei, und daß die Vokabel Gott lediglich eine Chiffre bedeutet, die keiner wirklichen Explikation mehr fähig sei, und jene Versuche, die eigentlichen christlichen Glaubensaussagen durch gesellschaftspolitische Bezüge zu ersetzen, wird er als hilflose Abstraktionen beurteilen; aber er wird das alles auf keinen Fall so tun können, daß er sich hinter den Schutzwall traditio-

neller Glaubensaussagen zurückzieht. Denn diese traditionellen Aussagen könnten sich als Pappwand erweisen, die bei dem ersten Ansturm wirklicher moderner Fragestellungen zerfallen. Er wird diese Diskussion mit durchdenken, mit durchkämpfen, mit durchleiden müssen. Dies ist von besonderer Wichtigkeit. Viele Glieder der christlichen Gemeinden werden sich dieser Auseinandersetzung ganz einfach entziehen, und zwar in der Meinung, daß sie damit den christlichen Glauben hüten und wahren. Aber kein Bischof versieht sein Amt recht, wenn er seinen Gemeinden nicht hilft, sich diesen Fragen tapfer zu stellen. Ein Teil seiner Führungsaufgabe besteht geradezu darin, seine Gemeinden in diese Schlacht hineinzuführen und ihnen ein Bild davon zu vermitteln, daß die wahre Tapferkeit des Glaubens darin besteht, sich diesen Fragen auszusetzen und immer noch zu glauben, daß Gott größer ist als unser Herz (1 Jo 3, 20), also auch größer ist, als unsere intellektuellen Möglichkeiten und daß dennoch, und gerade deshalb diese Auseinandersetzungen der Gemeinde von heute nicht erspart bleiben können. Die Uhr der Kirchengeschichte kann nicht angehalten werden, und die Aufgabe des Bischofs besteht nicht darin, zu einer falschen Passivität oder Traditionalität zu rufen. Daß eine solche Aufgabe ein hohes Maß intellektueller Kraft und Glaubenskraft verlangt, braucht nicht besonders gesagt zu werden. Was Dr. W. A. Visser 't Hooft das Nebeneinander von horizontaler und vertikaler Blickrichtung innerhalb der theologischen Diskussion von heute genannt hat, ist ein Element der Spannung, das ausgehalten werden muß; es wird immer zu den Aufgaben des Bischofs gehören, stellvertretend solche Spannungen zu ertragen und zu durchdenken.

Aber nicht nur in diesem unmittelbaren theologischen Engagement kann die Aufgabe des Bischofs bestehen. Manchmal aber muß er darüber hinaus noch etwas Besonderes tun.

2. Mut zum Handeln

Es gibt *Situationen, in denen eine Grenze der Diskussion erreicht ist*. Man hat alle Argumente ausgetauscht, man hat das Für und Wider minutiös erörtert, man hat nichts ausgelassen, was rationaliter gesagt werden kann. Man entdeckt plötzlich, daß es eine Grenze für die Möglichkeit rationaler Klärung gibt. In solch einer Situation kann es die Aufgabe eines Bischofs sein, durch persönlichen Einsatz, eine im theoretischen Widerschein festgefahrene Diskussion zu fördern, indem er einen herzhaften

Schritt nach vorn tut. Also, wenn es sich darum handelt, etwa die ökumenische Gemeinschaft der Konfessionen zu bestätigen, zu gemeinsamen gottesdienstlichen Handlungen zu kommen oder zu gemeinsamem karitativen Einsatz, oder wenn es sich darum handelt, ein längst anstehendes gesellschaftspolitisches Problem, das aus traditionalistischen Gründen nicht entschlossen genug in Angriff genommen ist, voranzutreiben, kann ein Bischof durch einen sichtbaren persönlichen Schritt zur Klärung der Diskussion beitragen.

Ein solcher Schritt bedarf der Präzision. Hier gibt es zwei mögliche Abwege. Der eine besteht in enthusiastischen Ausbrüchen einzelner. Das ist relativ leicht. Von den seltenen Ausnahmen abgesehen, wo einer solchen Einzelaktion echte prophetische Kraft innewohnt, auf die man sorgfältig hören muß, wird es in aller Regel so sein, daß es sich um eine einzelne Demonstration handelt, die zwar spektakulär genug ist, um publizistische Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, die aber praktisch wirkungslos bleibt. Es ist nicht eben häufig in der Kirchengeschichte, daß die revolutionäre Tat eines Einzelnen eine wirkliche Bewegung auslöst, und man darf vor den lautstarken Äußerungen der Enthusiasten keinen falschen Respekt haben. Der andere Irrweg besteht darin, daß man sich der Entscheidung entzieht, indem man in die Deliberation flüchtet, indem man aufs neue die Voraussetzungen geistig zu klären versucht, und bei diesem Geschäft für lange sich von jedem echten Einsatz zurückzieht. Ein Bischof wird aber sich in einer solchen sichtbaren symbolkräftigen Handlung, wenn er sie vollzieht, von Enthusiasten dadurch unterscheiden, daß er sich dessen bewußt ist, in welchem Maße sich das ganze Gewicht seiner Kirche an seinen Schritt hängt. Das kann ein Weg durch viel Mißverständnisse und Mißdeutungen hindurch sein, und er wird es hinreichend zu spüren bekommen, welches Maß von kontinuierlichem Muß hier von ihm verlangt wird; aber es kann geschehen, daß solche kuragierte Einzelhandlung eines Bischofs ein festgefahrenes Gespräch in Fluß bringt. Auch der Protestant darf in diesem Zusammenhang an das Verhalten Johannes XXIII. erinnern, der über viele theologische und kirchenjuristische Erwägungen und auch über organisatorische Hemmungen hinweg einen herzhaften Schritt nach vorn getan hat, der eine große praktische Wirkung gehabt hat.

Ein völlig anderes Gebiet besteht aber in dem, was ein Bischof in seinem *alltäglichen Verhalten* tun kann, um die ökumenische Situation auf eine sach-

gemäßige Weise zu fördern. Er kann in seinem Bereich jene menschliche Aufgeschlossenheit fördern, die nötig ist, damit die Christen der verschiedenen Konfessionen nicht nur einander begegnen, sondern auch denen, die sich nicht mehr als Glieder der Christenheit verstehen können. Es erfordert sicherlich einen gewissen, wenn auch begrenzten Mut, mit dem Marxisten von heute oder dem Atheisten oder dem Nihilisten das Gespräch zu suchen, das redliche, aufgeschlossene Gespräch, das den andern nicht von vornherein verdächtigt. Mir scheint, daß zwei Züge zu den edelsten Charakteristika eines praktizierten Christenstandes gehören: das eine ist der immer wieder besprochene intellektuelle Mut, sich schwierigen, ungewohnten, neuen Fragen zu stellen, und das andere ist die schlechthinige Freiheit von den Vorurteilen aller Art. Man braucht nicht auszuführen, in welchem Maße die Herrschaft der Vorurteile die Gemeinschaft der Menschen untereinander gefährdet oder sogar zerstört. Christliches Verhalten verlangt, daß man den Klischees und Schablonen, mit denen wir uns gegeneinander absetzen, gar keinen Einfluß auf das eigene Urteil einräumt, sondern so viel menschliche Unbefangenheit im Umgang miteinander beweist wie nur möglich. Dies wäre auch die legitime Form, «Mitmenschlichkeit» zu praktizieren, d. h. also den andern darauf hin anzusehen, daß auch er ein Geschöpf Gottes ist. Menschenwürde ist nicht ein christliches Privileg; es ist Pflicht des Christen, an allen Orten, an denen eine erkennbare Beein-

trächtigung dieser menschlichen Würde vollzogen wird, für die Unterdrückten und Entrechteten einzutreten, und das ist fast immer ein Akt großen, persönlichen, christlichen Mutes. Wenn heute in Lateinamerika Hunderte von Bischöfen und Priestern unter Polizeiaufsicht stehen, ist das wahrscheinlich ein sehr gutes Beispiel dafür, wie solcher Mut im gesellschaftlichen und politischen Bereich praktiziert werden kann. Es ist eine besondere Verpflichtung des Bischofs, solche Akte, wo es nötig ist, in einer so sichtbaren Weise zu vollziehen, daß er damit den ihm anvertrauten Gemeinden den Gehorsam gegen Gottes Wort und Gebot vernehmbar macht. Im 16. Jahrhundert hat einer der mutigsten Reformatoren, nämlich Zwingli, einer christlichen Gemeinschaft in einer schwierigen Situation der Ratlosigkeit zugerufen: «Tut um Gottes Willen etwas Tapferes!» Das ist keine schlechte Losung für einen Bischof, der heute seinen ökumenischen Verpflichtungen nachkommen will.

JOHANNES LILJE

geboren am 20. August 1899 in Hannover, 1924 in der Evangelisch-lutherischen Kirche ordiniert. Er studierte Kunstgeschichte und Theologie, doktorierte 1932 in Theologie und ist Ehrendoktor verschiedener europäischer und amerikanischer Universitäten. Seit 1947 ist er Bischof der Evangelisch-lutherischen Landeskirche Hannovers und seit 1950 leitender Bischof der Vereinigten Evangelisch-lutherischen Kirche Deutschlands. Er veröffentlichte: *Martin Luther* (Hamburg 1964) und ist seit 1948 Herausgeber des «Sonntagblattes» (Hamburg).